

Nr. 35. Bromberg, den 12. Februar 1929.

Sohr, der Herr.

Roman von Arno Franz.

Auftakt!

Grete Kerst war Mamsell auf dem Kadenschen Gute in Finkenschlag gewesen und hatte den Knecht Friedrich Karl Sohr geliebt, der durch Einheirat Herr dieses Gutes geworden war.

Er trägt ihren Rubinring noch heute neben Carla Kadens Trauring am Goldfinger der Rechten. Daß er ihn tragen sollte, hatte Grete beim Abschied gewünscht. Und diesen Wunsch respektierte er.

Wie ein blutrotes Tränentröpfchen schimmert ihr Souvenir an seiner Hand.

Tas nimmt er bestimmt mit ins Grab.

Grete war damals, vom Schicksal um all ihr Glück betrogen, verzweifelten Herzens nach Westpreußen zurückgekehrt, um dem verwittweten Vater in Steinpöhl die Wirtschaft zu führen.

Das war recht und schlecht eine Zeit lang gegangen, bis es eben nicht mehr gegangen war.

Ihre roten Wangen waren bleich geworden, die Augen müde und müde auch ihr Gang.

In Steinpöhl, im Garten des Kerstschen Anwesens, steht ein Wallnußbaum, genau wie im Finkenschlager Garten auch. Unter dem saß Grete allein.

Immer allein!

Wie das anders gewesen war noch vor wenig Monaten! Da hatte der Finkenschlager Wallnußbaum freundlichen Zwiegesprächen lauschen dürfen, auch ernsten Worten und lustigem Lachen.

Der grüne Steinpöhler Riese sah nur bitterwehe Tränen Tag für Tag. Die weinte Grete still für sich in den sternenklaren Nächten des beginnenden Herbstes.

Und ihr Vater, der treue liebe Alte, der um ihr Leid wußte, zermarterte sein Hirn, wie er ihr helfen könne. Und fand nichts.

Und grübelte und fand doch nichts.

Und war nicht minder verzweifelt darüber, als seine Margret es war!

Die um eigenes Leid wissen, verstehen auch fremdes Leid.

*

Der treue Alte war nicht nur ein lieber Vater, er war auch ein feiner Mensch. Er ehrte seiner Tochter Empfinden durch Duldung und Schweigen.

Einmal aber, als er gegen Mitternacht sein Mädel immer noch im Garten wußte, war er doch zu ihm gegangen und hatte gesprochen. Ganz eigene, sonderbare und gute Worte!

Und das war so gekommen:

Grete hatte unterm Baum gesessen. Regungslos, wie abgeschieden. Der blonde Kopf war gegen den Stamm gelehnt. Die Augen waren geschlossen. Die Hände lagen gefaltet im Schoß. Das schmerzvolle Antlitz hatte der Mond mit unirdischem Licht überflutet. Kalt und totenbleich!

Das hatte den Vater im Innersten erschreckt. Er hatte die Schweigende nicht zu berühren gewagt. Wie versteinert hatte er vor ihr gestanden. Ihm war gewesen, als ob er kein Ich mehr habe. Eine wahnsinnige Angst hatte ihn bedrückt gehabt.

Da hatte sie endlich die Augen geöffnet und der Vater hatte befreit aufatmen können.

Dann hatte er sie dringend gebeten:

„Komm' ins Haus, Margret. Komm'! — Morgen ist wieder ein Tag."

Und sie hatte leise gesagt:

„Und immer wieder ist einer", und noch leiser vollendet: „Wenn doch keiner mehr wär!"

Da hatte er sich zu ihr gesetzt und sie um die Schulter genommen.

Sie war ihm an die Brust gesunken.

Wie ein Hauch nur hatten sich die Worte von ihren Lippen gestohlen:

„Wenn ich ihn doch wiedersehen könnte! Einmal nur! Nur sehen! — O Gott, Vater", und in diesen Worten hatte der Welt ganzer Schmerz gelegen.

„Du wirst ihn wiedersehen", hatte der Alte die Verzweifelte getröstet. „Ich werde trachten, dich zu ihm zu führen. In seine Nähe wenigstens! Dort wirst du dich aufrichten und deine Wünsche werden schweigen lernen. Du wirst dir nichts vergeben. Ich weiß es Margret. Und deshalb will ich dir helfen. — Nun komm' zu Bett. Es ist Mitternacht."

Sie hatte ihm dankerfüllt die Hand gedrückt und war vor ihm her ins Haus gegangen.

*

Am anderen Tage war der alte Kerst nach Finkenschlag gefahren, kurzerhand ohne sich zu besinnen und ohne zu bereuen.

Sohe hatte ihn erfreut in die Arme geschlossen.

Später waren sie dann über die Felder gegangen und in Gottes freier Natur hatte sich keiner der beiden Männer beengt gefühlt. Da waren sie ja daheim.

Sohr hatte gewußt, daß ihn der Alte nicht zum Vergnügen besuchte. Das tat kein Bauer während der Ernte.

Ganz unvermittelt hatte Kerst denn auch gesagt:

„Ich will mich hier ankaufen," und Sohr war unwillkürlich stehen geblieben.

„Ankaufen?!"

Kerst hatte bejaht.

„Setzen wir uns," hatte er gebeten. „Ich muß mit Ihnen reden."

Am Wiesenrain hatten sie sich niedergesetzt und der Alte hatte erzählt:

„Wir Kersts sind ein altes Geschlecht. Mein Ururgroßvater schon saß auf Steinpöhl. Auf unserer Scholle stehen wir mit beiden Füßen seit dreihundert Jahren. Sie wissen, was bodenständig ist! Wir können behaupten, daß wir es waren. Sie wissen auch, was es für uns, für unseren Stand und unser Vaterland bedeutet, wenn die Bauern seßhaft bleiben und verbissen festhalten an dem, was sie ererbten. — Ich bin der Letzte meines Namens. Das hat Gott so ge-

wollt. Nach mir werden andere auf meinem Gute sitzen. Es ist mir leid, aber es wird sein. Und da denke ich mir: Ob das nun zehn Jahre früher oder später geschieht, ist gleich. Hab' ich recht, Herr Sohr?"

Der hatte zweifelnd den Kopf geschüttelt.

„Ich weiß nicht," hatte er gesagt. „Wenn ich den Grund kennen würde, der Sie zu dieser eigenartigen Ansicht bewegt, könnte ich vielleicht zu einem Urteil kommen."

Sohrs Gesicht war fremd und kühl geworden und der Alte hatte das Gefühl gehabt, als ob sich dessen Sympathien für ihn zu wandeln schienen.

Mochten sie!

In Steinpöhl litt eine Frau, die ihm als letzte der Seinen verbunden war. Das rechtfertigte sein Tun.

„Der Grund?" hatte der Alte gefragt. „Sollten Sie den nicht kennen? Oder doch ahnen? — Da steckt ein Ring an Ihrem Finger, mit dem hat ein Weib ihr Herz dahingegeben. Nun kann es nicht leben und sterben."

„Um Gottes willen! Was sagen Sie da?"

„Es ist so. Reden wir nicht darüber. Aber sehen Sie mich doch mal an, Sohr. In die Augen, bitte!"

Das hatte Sohr getan.

Nach einer Weile hatte dann der Alte gesagt:

Sie sind stark. Ihr Auge blickt klar. Ihre Stirn läßt auf Willen schließen, Ihr Kinn auf Energie. Ins Herz kann ich Ihnen nicht sehen. Deshalb muß ich fragen: Können Sie auch Mitleid meistern? Können Sie das?"

„Wenn es sein muß!"

„Es muß sein!! Es muß unter allen Umständen sein. Und wenn es die Tränen aus den Augen preßt, muß es sein. — Sie ist mein einziges Kind, Sohr. Ich hab' außer ihm nichts weiter."

„Ich bin kein Schurke, Herr Kerst!"

„Das weiß ich. Unter Umständen aber ist Mitleid ein stärkeres Gefühl noch als Liebe."

„Mag sein! Für mich nicht. Für mich stehen Achtung und Selbstachtung über jedem anderen Gefühl. Ich glaube das bewiesen zu haben, Herr Kerst."

Da hatte sich der Alte still beschieden und war froh geworden. So recht von Herzen froh.

Und so war er auch heimgefahren

*

Nach Wochen schon hatte Kerst seinen Steinpöhler Besitz veräußert und sich in Großsteinau, das nur wenige Kilometer von Finkenschlag entfernt lag, angekauft. Er hatte sich einen Verwalter genommen, einen jungen Mann namens Erich Wetter, der einer in Steinau ansässigen Bauernfamilie entstammte.

Der junge Mann hatte das Unglück gehabt, als Zweiter geboren zu sein und hatte deshalb wandern müssen.

Ein Bauerngut erbt immer nur einer. In der Regel der Älteste und Verkäufe „erbteilungshalber" gibt es da kaum.

Der Großsteinauer Rittergutsbesitzer Harro Kaden, Sohrs Schwager, hatte Erich Wetter dem alten Kerst empfohlen. Also hatte er ihn angestellt.

Und Erich hatte gearbeitet. Für Drei!

Wenn ihn die Müdigkeit zu überwältigen gedroht hatte, hatte er nur an die schöne stille Margret zu denken brauchen, um den Feierabend zu vergessen.

Er hatte ihn immer vergessen, weil er immer an sie hatte denken müssen.

Und an ihre hundertfünfzig Morgen Land!

Er hatte lange um sie zu dienen nötig gehabt. Nicht sieben Jahre, aber doch lange und treu.

*

Nach zwei Jahren schon war der alte Kerst klapperig geworden, arbeitsunlustig, verdrossen und verstimmt.

In Steinpöhl war er jung gewesen, in Steinau wurde er alt.

Er war wie ein entwurzelter Baum, den man in fremden Boden setzt. Er schien eingehen zu wollen.

Seine Gedanken waren daheim, und daheim war in Westpreußen und nicht in der Mark. Von dort kam er nicht los. Er sah auf seinen Steinpöhler Wiesen seine Rinder weiden, er sah die schwarze fette Erde dampfen, sah wie die breiten Brüste seiner schweren Pferde in den Sielen lagen, wenn sie die hochbeladenen Wagen heimwärts fuhren.

Kanarienvögel nannte er die Steinauer Gäule, die Erde Dreck und wenn man von Wiesen sprach, lachte er. Das waren Blumentöpfe, nach seiner Meinung und keine Wiesen.

Und erst die Menschen. O Gott!

Die Knechte waren Herren und banden sich zum Abend den Kragen um. Die Mägde gingen in seidenen Fähnchen zum Tanz. Über Nacht rutschte man nach Berlin und hatte am Morgen nicht ausgeschlafen. Hier war alles verkehrt und umgewandelt.

Und Bauern gab es hier keine mehr. Es gab nur noch Gutsbesitzer und Landwirte.

Doch — drei Bauern unter dreitausend Agrariern, die gab es noch. Den Großsteinauer Kaden, den Finkenschlager Sohr und einen in Niederneidberg, der Liebetrau hieß. Das waren die einzigen.

Dort waren Herrschaft und Bedienstete noch eine große Familie. Dort standen Herr und Knecht noch treu zusammen, nicht gegeneinander. Und dort waren Felder und Pferde und Kühe noch „unsere" Felder, „unsere" Pferde und „unsere" Kühe. Und die Herrschaft war „unsere" Herrschaft und die Bediensteten waren „unsere" Leute. Dort sorgte sich noch eines um das andere.

Aber sonst?! Auf allen anderen Wirtschaften?!

Nein, es war nicht schön in Großsteinau.

*

Und eines Tages, als es gar nicht mehr hatte gehen wollen, hatte der alte Kerst mit seiner Tochter Grete gesprochen. Er hatte keine Umstände gemacht und auch kein Hehl aus seinem Widerwillen gegen die märkischen Verhältnisse.

Dann hatte er fest und bestimmt gesagt:

„So! Nun mußt du mir einen Gefallen tun, wie ich dir einen tat."

Grete hatte den Vater mit großen Augen angesehen. Sie war verwundert gewesen über seine Worte.

Seit wann rechnete der Vater auf? Seit wann stellte er Dienst gegen Dienst? Seit wann ward die Herzenshandlung für ihn zum Geschäft? Seit wann ließ er sich eine Guttat zurückerstatten?

Das hatte er früher nicht getan. In Steinpöhl ganz gewiß nicht. Er hatte geholfen um zu helfen und geschenkt um zu schenken. Dank war ihm stets peinlich gewesen.

Tue Gutes und wirf es ins Meer, im Salze wirst du es wiederfinden.

Diese Weisheit des Orients war auch die Seine gewesen. Und heute tat er wie alle Finkenschlager und Steinauer taten: Er hielt die Linke hin, weil die Rechte gegeben hatte. Das mochte Grete gar nicht behagen.

„Welchen Gefallen soll ich dir tun?" hatte sie gefragt.

„Heiraten", war die kurze Antwort gewesen.

Sie war zu Tode erschrocken.

Als Begründung seines Ansinnens hatte der Vater hinzugesetzt:

„Ich werde alt. Ich habe es satt. Ich mag nicht mehr. Meine letzten Lebensjahre will ich nicht an diesen dürftigen märkischen Boden setzen, der den Schweiß trinkt, aber nichts hergibt. Mich bindet hier nichts."

„Und deshalb muß ich heiraten?" hatte Grete gefragt.

Der Alte hatte genickt.

„Oder verkaufen", hatte er geantwortet. „Von beiden eines."

„Ich werde es mir überlegen," hatte Grete erwidert und war hinausgegangen.

*

Sie hatte es sich überlegt.

Großsteinau verlassen — nein! In Sohrs Nähe hatte sie Ruhe gefunden. Sie hatte ihn oft gesehen, denn ihre Felder grenzten aneinander. Gesprochen hatte sie ihn während der zwei Jahre nur ein einziges Mal.

Aber Claus Kaden, Sohrs Sohn aus erster Ehe seiner Frau, war jeden Tag herübergekommen und hatte vom Vater erzählt.

Nein, nicht verkaufen! Nie!

Der liebe Junge sollte weiter zu ihr kommen können und von daheim plaudern.

Der Junge hatte jeden Abend, wenn er wieder da hinüberging, unsichtbar ihr armes, wundes Herz in seinen kleinen Händen mit sich fortgetragen.

„Was wird nun, Grete?" hatte nach Wochen der Vater gefragt. „Ich möchte wissen, woran ich bin. Den Erich Wetter hab' ich schon gesprochen."

„Freundlich von dir, daß du es tatest. Dann schick ihn mir nach Feierabend", hatte Grete geantwortet, und der Alte hatte hinzugesetzt:

„Das ist vernünftig!"

Natürlich vernünftig, hatte Grete gedacht. Sehr vernünftig ist das. Hier geschieht ja alles nur mit Vernunft. Das Herz wird ausgeschaltet. Ganz bestimmt wird es nicht gefragt. Es hat nichts zu sagen. Es ticktackt in der Brust und pumpt das Blut durch den Körper.

Basta! Schluß!

*

Und Erich Wetter war gekommen. Nicht schüchtern! Strahlend und siegessicher!

Und hatte von Liebe zu sprechen begonnen.

Grete hatte ihn aber so sonderbar angesehen, daß er mitten im Satze den Mund geschlossen hatte. So betroffen war er gewesen.

„Liebe? Liebe?! Wer spricht denn von Liebe?“ hatte Grete erwidert. „Wir heiraten. Das ist alles. Du bekommst hundertfünfzig Morgen Land und was sonst noch dazu gehört. Weiter nichts!“

„Und dich!“

„Und mich. Hm ja. Natürlich! Das aber ist nicht der Rede wert. Besprich dich mit Vater und bestelle das Aufgebot.“

„Und wen soll ich zur Hochzeit bitten?“

Einen Moment nur hatte Grete sinnend gestanden, dann hatte sie erwidert:

„Außer Claus Kaden niemand!“

„Niemand?! Aber — —“

„Gar nicht aber! Noch bin ich nicht verheiratet, noch habe ich meinen Willen, noch kann ich bestimmen. Es wird wie ich es will oder es wird gar nicht.“

Erich Wetter hatte nur bedauernd die Schultern heben und sich widerspruchslos bescheiden können.

*

Und dann hatte sie Hochzeit gehalten. Die hatte einer Leichenfeier nicht unähnlich gesehen.

Nach dem Gottesdienst sollte die Trauung sein, hatte Grete bestimmt, weil sie geglaubt hatte, da mit ihrem Bräutigam, dem Pastor, den beiden Zeugen, Claus und ihrem Herzeleid allein sein zu können.

Aber als der Gottesdienst vorbei gewesen war, war keiner der Andächtigen nach Hause gegangen. Diese Trauung hatten alle sehen wollen. Die Steinauer und die Finkenschlager! Kirchenstühle und Emporen waren bis auf den letzten Platz besetzt gewesen.

Pastor Lachmann hatte seine Predigt beendet gehabt, die Brautleute zusammengegeben, ihre Ringe gewechselt und den Segen gesprochen. Wie bei jeder Trauung.

Dann hatte Rektor Mohrhardt den Hellerschen Choral gespielt: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen.“ — Auch wie bei jeder Trauung.

Dann aber war etwas eingetreten, dessen je erlebt zu haben, sich niemand entsann.

Als nämlich der letzte Ton verklungen gewesen war, war Claus Kaden zu Grete getreten und hatte ihr glückwünschend die Hand geküßt.

Wie ein richtiger kleiner Kavalier.

Und Grete hatte den Jungen in die Arme genommen, an die Brust gedrückt und war — wie ein Flamme verhaucht — bewußtlos an den Stufen des Altars zusammengesunken.

Man hatte sie nach Hause tragen müssen.

Das war ihre Hochzeit gewesen.

Als Rektor Mohrhardt sich nur noch allein in der Kirche befunden hatte hatte er nochmals die Register seiner Orgel gezogen und ganz leise das Heinesche Lied gesungen, das von Schumann vertont war:

Der Jüngling liebt ein Mädchen,
Das hat einen andern erwählt.
Der andre liebt eine andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen nimmt aus Ärger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen.
Der Jüngling ist übel d'ran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Und der Bälgetreter Karl Beck, der nicht der Klügste war in Großsteinau, hatte auf dem Heimwege zum Rektor gesagt:

„Der hat's auch das Herz zerbrochen. der Gretel! Denken Sie nicht allweil wie ich, Herr Rektor?“

Und der Rektor hatte ihm recht gegeben. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Grabinschrift

Aus dem Jahre 1779 auf dem Grabstein eines Lehrers in Rawitsch:

„Er lehrte in seinem Leben
Sterbliche christlich leben.
O, lernten bei seinem Tode
Lebende selig sterben.“

Immanuel Kant.

Zu seinem 125. Todestage am 12. Februar 1929.

Von Universitätsprofessor Dr. Paul Menzer-Halle a. S.

Aus der Aufgabe, welche die Philosophie sich stellt, ergibt sich, daß es keine endgültige Lösung ihrer Frage geben kann. Wenn auch immer die gleichen Rätsel für eine denkende Betrachtung von Welt und Leben sich aufdrängen, so nimmt doch jede Zeit an einer ihr eigentümlichen Bewußtseinshaltung und Stimmung zu ihnen Stellung und versucht, eine besondere Antwort auf die sie erregenden Probleme zu geben. Nur wenige große Denker ragen aus der Überfülle philosophischer Lehren hervor und dauern durch die Jahrhunderte. Immanuel Kant gehört zu ihnen, und in der neueren Zeit ist wohl kein Denker zu nennen, der so anhaltend und immer von neuem die Geister zur Nachfolge oder zum Widerspruch angeregt hat. Noch größer erscheint er nun aber, wenn wir ihn mit seinen unmittelbaren Vorgängern vergleichen. Die Philosophie des 18. Jahrhunderts vor ihm entbehrte aller ursprünglichen Schöpferkraft. In nüchterner, begrifflicher Gliederung baute sie ein System der Wirklichkeit auf, das für den Hausgebrauch des Durchschnittsmenschen genügen mochte, aber jeder Größe entbehrte. Schon in Kants erster großer Schrift, der „Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ vom Jahre 1755, tritt seine geistige Eigenart hervor: ein an der Naturwissenschaft gebildeter Scharfsinn, eine vor keiner noch so gefährlichen Folgerung zurückschreckende Wahrheitsliebe und andererseits eine Tiefe des Gemütes, die den Ergebnissen der Naturwissenschaft nicht nur Erkenntnisse, sondern auch ihre Bedeutung für die letzten Fragen der menschlichen Seele abzugewinnen vermochte. Mit kühner Phantasie baut er vor uns eine Welt des Werdens im unendlichen Raum und in unendlichen Zeiten auf, um aber dann die Stimme unseres Inneren nicht zu überhören, die uns mahnt, den Sinn unseres Daseins noch anderswo zu suchen als in der Einsicht, daß wir nur ein Stäubchen vom Staube sind. Auf der Höhe seines Philosophierens formuliert er diesen Gegensatz in der berühmten Gegenüberstellung des „bestirnten Himmels über mir und des moralischen Gesetzes in mir“. Diese Überzeugung hat ihn sein ganzes Leben begleitet.

Die Erkenntnisse der Naturwissenschaft hatten aber für Kant noch eine andere Bedeutung. Er bildete an ihnen und an ihrer Methode den Begriff der Wissenschaft. Und wenn er nun mit ihm die Philosophie seiner Zeit verglich, so mußte deren ganze Unzulänglichkeit offenbar werden. Die Einwände des englischen Empirismus und Skeptizismus mußten ihr gegenüber siegreich erscheinen, und wenn er ihnen nicht folgen wollte oder konnte, so mußte er eine neue Sicherung des philosophischen Denkens versuchen. Die Zurückhaltung, die er in Bekenntnissen über das eigene Innere übte, hat es mit sich gebracht, daß wir wenig darüber von ihm erfahren haben, was damals in ihm vorging. Es ist aber wohl sicher, daß jene Zweifel und das Bewußtsein seiner Aufgabe seine Seele tief erschütterten. Mehr als zehn Jahre erwog er dann in einsamer Gedankenarbeit das Problem einer neuen Begründung der Philosophie. Im Jahre 1781 erschien die „Kritik der reinen Vernunft“. Ein Mitlebender nannte das Werk dem Zeitgeist nicht entsprechend. Wir verstehen diesen Tadel heute ganz anders. Zwar hat die geschichtliche Forschung heute überall die Fäden aufgezeigt, die von der Vergangenheit zu Kant führen. Es ist aber doch seine Tat gewesen, daß wir das, was entwicklungsfähig in ihr war, heute so deutlich sehen. Er hat aus dem, was frühere Denker ihm boten, etwas ganz Neues schöpferisch gestaltet. Kant zeigte, daß die Gesetzmäßigkeit unseres Denkens der Quell für die Gesetze der Natur sei. Daß der menschliche Geist sich seine Welt forme, wurde für die Natur in systematischer Begründung von der vereinheitlichten Funktion des Ich abgeleitet. Zum ersten Mal war eine brauchbare Theorie gegeben, welche die Möglichkeit unseres Erkennens verständlich machte und diesem eine Sicherung schuf.

War so in der theoretischen Philosophie der Begriff der Natur als eines Zusammenhanges von Gesetzmäßigkeit abgeleitet, so entstand die alte Frage nach der Stellung des Menschen in ihr. Das Sollen führte zur Welt der Freiheit. In seiner praktischen Philosophie entwickelte Kant die Idee von einem Recht der Zwecke, dem der Mensch als sittliches Wesen angehört. Zu seinem kategorischen Imperativ prägte er eine Formel, die den Sinn wahrer Sittlichkeit, eine klare Auffassung des Pflichtgebotes geben sollte. Hier ist nun eine einseitige Auffassung der kritischen Ethik zu bekämpfen, die besonders seit Nietzsche aus einem neuen Lebensgefühl heraus sie ablehnen zu sollen glaubt. Die Irrtümer, die meist schon bei dem Versuch einer richtigen Erfassung des kategorischen Imperativs begangen werden, können hier

nicht erörtert werden. Es sei nur daran erinnert, daß die Meinung von dem düsteren Zwangscharakter der Kantischen Ethik ihren Sinn ganz verfehlt. Wäre sie wirklich nichts anderes als eine Art Mönchsethik, so bliebe völlig unverständlich, daß gerade die Jugend, vor allem Fichte und Schiller, so begeistert sich zu ihr bekannte. Es war doch tatsächlich so, daß Kant inmitten einer in den Niederungen des alltäglichen Lebens sich bewegenden Philistermoral die Herzen emporriß, zuerst zu dem Ernst einer erhabenen Pflichtvorstellung und dann zum Bewußtsein einer Befreiung von allen Schranken des endlichen Lebens. Er gab seiner Zeit neue Aufgaben von einer Weite der Weltansicht aus, wie sie vor ihm nicht geahnt worden war. Wer hätte tiefer als er die Würde der menschlichen Natur begründet, wenn er den Weg zu ihr durch die Pflichterfüllung aufwies, die jeder Mensch als ein vernünftiges Wesen finden kann! Ich möchte glauben, daß diese heroische Weltüberwindung auch dem modernen Menschen, der noch unter schwererer Last seufzt als das 18. Jahrhundert, recht viel geben kann.

Wie jedes große, schöpferische Werk hat auch Kants Philosophie ihre Schicksale gehabt, jede Generation aus einen eigenen Lebensgefühl und einer sie besonders bedrängenden Fragestellung anders zu ihr Stellung genommen. Zuerst wirkte die idealistische Kraft der neuen Lehre und führte zu den kühnen Systembauten eines Fichte, Schelling und Hegel. Das Wesen der Dinge sollte und mußte sich dem Geist enthüllen, ein absolutes Weltverständnis wurde behauptet. Diese Tendenzen fanden ihren großartigsten Ausdruck im System Hegels, das Jahrzehnte hindurch die Geister beherrschte. Nach seinem Zusammenbruch und dem Aufkommen des Materialismus als Gegensatzerscheinung in der Mitte des 19. Jahrhunderts erscholl der Ruf: „Zurück zu Kant!" Die nun folgenden Jahrzehnte führten zu einem vertieften Studium und zur Erneuerung einer kritischen Philosophie, die sich unter Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft vollzog. Diese Entwicklung geschah in einer gewissen Entfernung von den Problemen des Lebens als eine rein wissenschaftliche Fragestellung. Deshalb wird sie heute als Hemmnis einer schöpferischen Neugestaltung empfunden. Die Gegenwart glaubt sich zu einer neuen, einer metaphysischen Fragestellung berechtigt und empfindet Kants Kritik als ein Hindernis. So ist das Verhältnis moderner Denker zu Kant nicht ganz eindeutig. Man will ihn aber doch auch für das Ringen um eine neue Metaphysik gewinnen, indem man die zweifellos vorhandenen metaphysischen Tendenzen seiner Lehre aufzuweisen sucht. Wie diese Bewegung sich entwickeln wird, läßt sich heute noch nicht sagen, sicher aber ist auch für sie Kant noch lebendig. Und so wird er weiter dauern. Große philosophische Systeme haben Ewigkeitswert. Er beruht auf der Unerschöpflichkeit ihres Grundgedankens und der Geschlossenheit der Lehre, die sich auf ihn gründet.



Bunte Chronik



* **Die erste Post im Mittelalter.** Der schwedische Geschichtsschreiber Braty fand bei seinen Studien in der Vatikanischen Bibliothek ein Dokument, aus dem sich ergibt, daß bereits vor 650 Jahren in Schweden ein geregelter Postdienst bestanden hat. In einer Bulle von 1262 erteilt Papst Gregor IX. dem schwedischen Staatsmann Graf Berger in Stockholm, weil er einen regelmäßigen Postdienst zwischen der schwedischen Hauptstadt und Rom eingerichtet hatte, den Apostolischen Segen. Der Dienst erfolgte durch Postboten, die manche Stadt des Kontinents bedienten, und Briefe mit dorthin brachten und von dort mitnahmen. Mönche als Pilger versahen die Rolle des Briefträgers.

*

* **Warum Karina Bell lächelt.** Karina Bell ist eine dänische Filmdiva und berühmt dafür, daß sie besonders schön lächeln kann. Dieses Lächeln trug ihr schon einige Engagements ein und wird ihr jetzt wahrscheinlich 50 000 schwedische Kronen bringen. Und das Kuriose dabei ist, daß sie diese 50 000 Kronen darum bekommen wird, weil es Situationen gibt, wo sie nicht geneigt ist, zu lächeln. Eine schwedische Fabrik, die ein Hühneraugenmittel herstellt, verfiel vor einigen Monaten auf die glänzende Idee, ein Bild der Diva sich zu beschaffen, und unter dieses Bild schreiben zu lassen, daß Karina Bell darum so schön lächelt, weil das vortreffliche Erzeugnis der Fabrik sie von all ihren Hühneraugen befreite. Nun erfuhr dies Karina Bell und war empört. Und dies mit vollem Recht. Denn ersten: sie besaß keine Hühneraugen, erklärte sie und zweitens, wenn sie solche besessen hätte, wäre ihr nie eingefallen, zu lachen. Sie verklagte daher die Fabrik auf Schadenersatz und jetzt kann es geschehen, daß sie tatsächlich darum lachen wird, weil sie keine Hühneraugen besitzt.

*

* **Eine Affentragödie.** Im Londoner Zoo spielte sich dieser Tage eine blutige Tragödie, eine Affentragödie ab. In einem großen Käfig hausten friedlich eine Schar kleiner Affen beisammen. Ein Affenmännchen betreute auf einmal zwei Affenweibchen und lebte mit diesen in denkbar bestem Einverständnis. Da geschah es. Die zwei Weibchen bekamen je einen kleinen Affen. Der Gatte war glücklich, spielte den ganzen Tag über mit seinen Sprößlingen. Die übrigen Affenmännchen beneideten ihn aber um sein Glück, wollten ihm seine Weibchen abspenstig machen und als dies nicht ging, griff der eine Affe den glücklichen Gatten an und erschlug ihn. Nun begann der Kampf um die alleingebliebenen beiden Weibchen. Diese sträubten sich anfänglich, dann aber folgten sie ihren neuen Männern. Die eine Mutter nahm in die zweite Ehe ihr Söhnchen mit, die andere überließ aber ihren Sproß seinem Schicksal. Und da ereignete sich etwas ganz Eigenartiges. Ein älterer Affe, der, wie seine Wärter behaupten, ein Junggesellenleben führt, nahm sich dieses verlassenen Affenkindes an, und seither vertritt er bei ihm zugleich Vater- und Mutterstelle.



Rätsel-Ecke



Visitenkarten-Rätsel.

Erich Hermann Ade
Dresden-N.

Aus den Buchstaben dieser Visitenkarte soll der Beruf des Betreffenden in einer Benennung zusammengestellt werden. (Der Beruf ist ein solcher, der von sehr vielen Männern im Hause ausgeübt wird.)

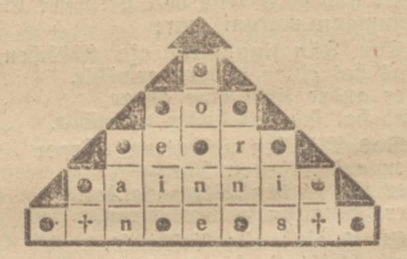
*

Scherz-Rätsel.

Welcher Stand hat keinen Platz?
Wo läuft abends jede Katz'?
Wo beginnt die Ewigkeit?
Was tut's Kindchen, wenn es schreit?
Welches Faß ist stets von Glas?
Womit endet wohl der Spaß?

*

Pyramiden-Rätsel.



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß senkrecht zu lesende Wörter entstehen. Sind es die richtigen, so nennt die Pyramidenlinie einen frohen Tag im Februar.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 30.

Rätsel: Der Februar.

*

Silbenkreuz-Rätsel:

Ro	te
Le	gat

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg